

Anekdoten.

Anekdoten von Gelehrten *).

Der Kanzler Düprat ließ durch einen Parlamentsspruch die Privilegien der medicinischen Facultät zu Montpellier vernichten. Rabelais beschloß, zu versuchen, ob er durch seine Beredsamkeit den Kanzler vermögen könne, den Spruch zu widerrufen. Aber wie sollte er zu ihm gelangen? es war nicht leicht, eine Audienz zu erhalten; am wenigsten in dieser Sache. Rabelais fiel auf ein Mittel, dessen sich freylich nur selten ein Supplicant zu bedienen im Stande ist. Er redete den Schweizer vor des Kanzlers Pallast in lateinischer Sprache an. Dieser schickte sogleich nach einem Secretär, welcher lateinisch verstand, aber zu dem sprach Rabelais griechisch, und als ein anderer, der griechischen Sprache kundiger Mann gerufen wurde, ließ er sich hebräisch vernehmen. So floßen nach und nach eine Menge alter Sprachen ihm geläufig von den Lippen. Das ganze Haus kam in Bewegung. Dem Kanzler wurde gemeldet, draußen stehe ein Mann, der mit Pfingstzungen rede. Man ließ ihn herein treten, und nun sprach er mit so männlicher Beredsamkeit für die Rechte seiner Facultät, daß er den Kanzler gewann, und seinen Zweck erreichte. Darum wurde, noch lange nach seinem Tode, sein Doctormantel zu Montpellier in großen Ehren gehalten, und wer daselbst die Doctormwürde erlangte, trug an diesem Ehrentage Rabelais Mantel.

* * *

*) Von Kogebue.

Moliere hatte sich gerade mit Racine überworfen, als sein Misanthrop zum ersten Mahl gespielt wurde. Ein Schmeichler glaubte dem Letztern ein großes Vergnügen zu machen, indem er ihm hastig die Neuigkeit zutrug, das Stück sey gefallen, es sey schlecht, es sey erbärmlich! Racine könne ihm auf's Wort glauben, denn er sey gegenwärtig gewesen. „Und ich,“ erwiderte Racine kalt: „ich bin nicht gegenwärtig gewesen, und glaube es doch nicht, weil Moliere unmöglich ein schlechtes Stück machen kann.“

* * *

Lafontaine's arme Witwe sollte einige öffentliche Auflagen bezahlen. Es fiel ihr schwer. Da schrieb Herr von Armenonville, damahls Gouverneur von Soissons, an seinen Stellvertreter: künftig solle Lafontaine's Familie von allen Auflagen befreyt seyn. Der Nachfolger des Mannes, der des lebenswürdigen Dichters Andenken so schön ehrte, beeiferte sich, es ihm gleich zu thun, und das Schreiben des Herrn von Armenonville wurde von Lafontaine's Nachkommen heilig aufbewahrt.

* * *

Die folgenden Anekdoten von deutschen Gelehrten sind aus Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzügen und Anekdoten der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaiisten genommen.

Engel *) war einst bey einem Fürsten zur Tafel geladen. Bey Tische kam unter andern auch die Rede auf den berühmten Weltumsegler Cook, und daß er bey seinen Entdeckungsreisen sein Leben habe einbüßen müssen. Engel führte darüber hauptsächlich das Wort. Auf einmahl fragte ihn der Fürst, um doch auch sich in den Discours zu mischen: „Kam Cook auf seiner ersten Reise ums Leben, Herr Professor?“

*) Der Verfasser des Philosophen für die Welt, der Ideen zu einer Mimik, mehrerer dramatischer Werke u. s. w.

„Ich glaube, ja!“ erwiederte Engel, „doch machte er sich nicht viel daraus, und trat bald die zweyte an.“

* * *

Auf einer Rückreise von Berlin nach Zürich widerfuhr Gessner eine ziemlich drollige Begebenheit. Er hatte, da er in Berlin war, einen jungen Mann voll Witz und Geist und origineller Laune kennen gelernt, an dessen Unterhaltung er das größte Behagen fand. Dieß war Dancourt, der Harlekin vom französischen Theater, der durch eine Streitschrift gegen Rousseau bekannt ist. Sie hatten sich ein paar Mahl bey Ramler und Sulzer zufälliger Weise getroffen, und empfanden bald das Bedürfniß, sich öfter zu sehen, als es dem Zufall beliebte, und sich nicht nur da zu sehen, wo die billige Rücksicht auf Alter und Verdienste ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit den Zügel allzu straff anhielt. Sie sahen sich bald täglich, ohne sich jemahls satt zu lachen; und beyhm Abschied floßen ihre Thränen reichlich, in der sichern Voraussetzung, daß sie nie wieder zusammen lachen würden. Der Zufall meinte es mit ihnen über ihre Erwartung gut. Gessner besuchte in Straßburg bey seiner Durchreise das Theater. Als der maskirte Harlekin auftrat, schlich er ihm hinter die Coulißten nach, um ihn recht in der Nähe zu haben. Sogleich die ersten Töne frappirten sein Ohr. Er glaubte Dancourt zu hören, und hielt es gleichwohl für Täuschung, weil er ihn vor wenigen Wochen noch in Berlin gelassen hatte. Sein Erstaunen wuchs mit jedem Worte, und führte ihn unvermerkt einige Schritte hervor auf's Theater. Dancourt erblickte ihn kaum, als er, seiner Rolle uneingedenk, sich ihm um den Hals warf, und ihn fast in seinen Armen erdrückte. „Ah, vous voila donc aussi, mon cher Gessner! Comment va? Gessner, welchem die Umarmung nicht ganz am gelegenen Orte kam, fand gleichwohl für gut, sich nach den Umständen zu fügen, und, wie man zu sagen pflegt, de faire bonne mine à mauvais jeu, ungeachtet die Zuschauer vor Lachen beynahe zerplakten.

Als Nabener gegen das Ende seines Lebens einige von den Anfällen erfuhr, die in der Folge wirklich seinen Tod verursachten, traf er mit seinem Arzt die Abrede, ihm, wenn er Gefahr spüre, statt mündlicher Todesankündigung, sogleich seinen Weichtvater mitzubringen; denn dieß stumme Zeichen werde dann minder Schreckliches und zugleich mehr Nutzen für ihn haben. Der Arzt versprach es, setzte seine Besuche fort, und brachte den Kranken bald zu einer merklichen Besserung. Eines Tages, bey seinem gewöhnlichen Morgenumgange, begegnete ihm an der Hausthür unsers Dichters, der Pastor D*** und fragte ihn, zu wem er gehe? „Zum Steuerrath Nabener.“ — „Wie? Nabener krank? Nabener, mein guter Freund, mein Weichtsohn! Und das weiß ich nicht einmahl; hab' ihn noch nicht besucht! Ist er denn lange schon unpaß?“ „O ja, eine geraume Weile schon.“ „So warten Sie doch, nehmen Sie mich mit!“ Der Doctor, der Abrede ganz uneingedenk, ließ es sich gefallen; aber der Kranke, der sich eben recht leidlich befand, gedachte ihrer desto besser. „Ha! Sie mit?“ rief er, als er den Geistlichen herein treten sah; „ich verstehe das Zeichen. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Pastor! noch hatte ich mich Ihrer nicht versehen; aber wenigstens sollen Sie mich willig, wenn auch nicht ganz vorbereitet zu meiner Abfahrt finden.“ — „Was meinen Sie damit, Herr Steuerrath?“ fragte der Arzt, der nach dem Puls fühlte, und ihn recht gut befand; „ich freue mich, Sie so munter zu treffen.“ — „Recht so, recht so, mein Herr! das ist die Sprache, über welche wir einig wurden. Ich sehe, daß Sie ein baldiges und tödtliches Recidiv befürchten.“ — Jetzt erst besann sich der Arzt, und versicherte hoch und theuer, daß dieß, was ihm Vorsatz scheine, bloßer Zufall sey. Aber es kostete viele Mühe, bis es der Kranke ihm glaubte, und der Eindruck davon verschlummerte auf viele Tage sein Befinden.

* * *

In der lieben Gewohnheit des täglichen Lebens war Gleim, der sonst überall wache Mann, oft sehr zerstreut.

Mehr als einmahl ging er aus, am linken Fuße mit schwarzem seidenen Strumpfe und beschubet, und mit dem häuslichen Pantoffel und weißwollenen Strumpfe am rechten. Auch leuchtete er sich selber wohl am hellen Morgen mit dem Lichte, an welchem er die Morgenpfeife angezündet hatte, in ein anderes Zimmer. Am schlimmsten ging es ihm einst mit einem Schieferdecker. Der Mann fand ihn in einem Zimmer, wo gewöhnlich die eingegangenen Gelder aufgezählt wurden. Gleim wurde abgerufen, hieß den Mann warten, und schloß ihn in Gedanken in dem Zimmer ein. Nach einigen Stunden geht Gleim wieder in jenes Zimmer, schließt auf, und — Gott weiß, welche Idee von diebischem Fistereinsteigen ihm plötzlich durch die Seele fährt — kurz, er tritt heftig auf den Schieferdecker zu, und fragt ihn mit der ganzen Gewalt seiner sonoren Stimme: „Wie kommt er hier in dieß Zimmer? was hat er hier zu thun?“ Es kam zu sarkastischen Erklärungen von Seiten des Schieferdeckers, und Gleim hatte zu thun, den ehrlichen Mann zu beruhigen.

Als Gleim Hauslehrer des Obersten von Schulz in Potsdam war, hatte die Frau Oberstinn eines Tages Besuch. Der unvorsichtige Hauslehrer stieß an den Kaffeetisch. Das beste Porzellan fiel in Stücke; die Frau Oberstinn sah ihn scharf an. Diese Unvorsichtigkeit hatte für den Hauslehrer die wichtigsten Folgen. Er bestellte zu Meissen, nach seiner Erfindung, sogleich ein neues Kaffezeug, ließ die Fabeln des Äsop darauf mahlen, und ersetzte mit diesem das zerbrochene. Das Kaffezeug gefiel der Frau Oberstinn. Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, Bruder des Markgrafen Carl, ein hoffnungsvoller junger Herr und Oberster der königlichen Leibwache, bekam es zu sehen, und wünschte den Angeber desselben kennen zu lernen. Dieser Wunsch wurde sogleich erfüllt, und der Hauslehrer trat als Secretär in des menschenfreundlichen Prinzen Dienste, blieb aber im Hause des Obersten von Schulz. Einst erzählte der Oberste seinen Tischgästen, daß ein Zweykampf vorgefallen, und ein braver

Officier des Prinz Heinrich'schen Regiments in demselben tödtlich verwundet worden sey. Der Secretär merkte sich den braven Mann, ging von der Tafel zu dem Verwundeten, und fand ihn todtenbleich in den traurigsten Umständen; die verwundete rechte Hand lag verbunden auf dem Bette. Er war Lieutenant, sein Name war Edwald Christian von Kleist. Der Kranke klagte über lange Weile. „Sind Sie kein Freund vom Lesen?“ — „Es fehlt mir an Büchern!“ — Der Secretär brachte ihm Bücher, und weil die vorgeschriebene Lage im Bette das Lesen erschwerte, so las er dem verwundeten Kranken aus den Büchern vor. Gleim merkte, daß der kranke Kriegermann die Sprache der Musen leiden konnte, verrieth sich ihm als den Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern, und las ihm eines dieser Lieder vor:

An den Tod.

Tod, kannst du dich auch verlieben?
 Warum hohlst du denn mein Mädchen?
 Kannst du nicht die Mutter hohlen?
 Sieh, die Mutter steht dir ähnlich!
 Frische, rosenrothe Wangen,
 Die mein Kuß so schön gefärbet,
 Blühen nicht für blasse Knochen!
 Tod! was willst du mit dem Mädchen?
 Mit den Zähnen ohne Lippen
 Kannst du es ja doch nicht küssen! —

Das kleine scherzhafte Lied erhielt dem lieben Kranken das Leben; denn er lachte laut auf, zog die verwundete Hand nach sich, und die Pulsader sprang auf. Gleim sprang die Treppe hinab, den Wundarzt zu hohlen. Der Wundarzt kam, und erklärte, dieses Aufspringen der Pulsader sey ein großes Glück, denn es fänden sich Spuren vom kalten Brande. Mittel dagegen wurden sogleich angewendet; der Wundarzt rühmte scherzend die Wirkung der Poesie. Gleim jubilirte; der Kranke gelobte, nun auch ein Dichter zu werden, ward gesund, und scherzhafte Lieder waren die ersten Versuche, die sein Gelübde

zur Erfüllung befördern sollten. Gleim und Kleist wurden von nun an unzertrennliche Freunde.

* * *

Engel war ein vorzüglich interessanter Anekdoten-Erzähler, und wenn er bey guter Laune war, unterhielt er oft einen ganzen Abend eine Gesellschaft damit auf die belustigendste Weise, ohne dabey die Regeln des Anstandes zu verletzen, weil er nie in den Fehler vieler Anekdoten-Erzähler verfiel, die ihre Erzählungen durch Zweydeutigkeiten und Schlüpfrigkeiten zu würzen vermeinen. Einst wurde er von einer Dame befragt: warum *Kozebue's* Theaterstücke mehr Glück auf der Bühne machten, als die *Iffland'schen*? „Nichts ist leichter zu beantworten,“ versetzte Engel: „*Kozebue* trat zuerst mit einem Schauspiele auf, worin eine Dame eine Sottise macht, die ihr so großmüthig verziehen wird; hierdurch erwarb er sich die Gunst der Damen, und wer die hat, ist obenauf.“

„Es geht doch nichts über ein gut Glas Wein!“ sagte der geheime Rath *** zu Engel. — „Eine Bouteille ist mir doch lieber!“ versetzte Engel.

Ein junger Dichter überreichte Engeln ein Schauspiel, welchem er den Titel gegeben hatte: *So sind die Menschen*; und bath sich das Urtheil desselben aus. Engel gab es ihm nach einiger Zeit zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabey geschrieben.“ Der Verfasser suchte lange vergebens nach der schriftlichen Kritik; endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen nicht hinzugesetzt hatte.

* * *

Ein gewisser Schauspiel-Director *) kam auf den Einfall, *Lessing's Nathan den Weisen* einstudiren zu lassen. Mit innigstem Wohlgefallen ging er zu einem Gelehrten der Stadt, wo er sich aufhielt. „Wissen Sie wohl,“ sagte er, „daß ich *Lessing's Nathan der Weise* geben werde?“ „Wie?“ fragte

*) Döbbelin in Berlin.

der Gelehrte erstaunt: „wer wird denn den Nathan spielen?“ „Ich!“ versetzte der stolze Theater-Principal. — „Und wer den Weisen?“ fragte Jener weiter. Der Director verstummte, und ging.

* * *

Ein junger Officier, der an einem Thore Berlins die Wache hatte, sah einen unansehnlichen, verwachsenen Juden aus dem Thore gehen, ohne ihn weiter zu kennen. Er wollte ihn ein wenig aufziehen, und fragte ihn unter andern, womit er denn handle? er wolle ihm etwas abschachern. Der ungekannte Jude war Mendelssohn. Er gab dem Officier zur Antwort: „Womit ich handle, das kaufen Sie doch nicht.“ — „Nun,“ sagte der Officier, „womit handelst du denn?“ — „Mit Verstand“ erwiderte Mendelssohn.

Anekdoten von Künstlern *).

Van der Kabel, ein holländischer Mahler, pflegte nur diejenigen seiner Gemälde zu loben, die ihm nicht sonderlich gelungen waren. „Wie geht das zu?“ fragte ihn ein Freund. „Ey,“ antwortete er: „die guten loben sich selber.“

* * *

Ein vornehmer Herr in Neapel ließ sich von Lucas Giordano mahlen, aber das Bild nicht abhohlen. Da hing es der Künstler heraus vor das Fenster, mit der Unterschrift: „Ich hänge hier, weil ich kein Geld habe.“ — Man kann denken, daß der vornehme Herr eilte, seinem Ebenbilde Geld zu schicken.

* * *

Teniers hatte längst bemerkt, daß auch die besten Gemälde noch lebender Künstler schlecht bezahlt werden. Ihm ging es mit den seinigen nicht besser. Er hatte deren eine ziemliche Menge, aber niemand both einen anständigen Preis da-

*) Von Kogebue.

für. Da verließ er Anvers, den Ort seines Aufenthaltes, für einige Zeit, und ließ bald darauf die Nachricht von seinem Tode ausprägen; seine Frau und Kinder mußten sogar Trauer um ihn anlegen. Sogleich strömten die Kenner von allen Seiten zu seiner Wohnung, rissen sich seine Gemälde aus den Händen, und wogen sie mit Gold auf.

*

* *

Dominichino wurde von einem Freunde ermahnt, schneller zu arbeiten. „Das wollte ich gern,“ antwortete der Künstler, „aber ich habe einen Meister, der schwer zu befriedigen ist.“ — „Der wäre?“ — „Ich selber.“

Historische Anekdoten *).

Die Königin Christina von Schweden lobte eine Bildsäule des Bernini, die Wahrheit, mit einer Art von Entzücken. „Gott sey gedankt,“ rief ein Cardinal, „daß Eure Majestät die Wahrheit lieben!“ „Aber,“ versetzte die Königin, „nicht alle Wahrheiten sind von Marmor.“

*

* *

Als Sultan Soliman im Jahre 1529 die Festung Ofen belagert und eingenommen hatte, fand er den Commandanten derselben, den General Nadasdy, in einem finstern Loch stecken, und war neugierig, zu wissen, wie er in dasselbe gekommen sey. Die Besatzung gestand ihm, daß sie ihn selbst da eingesperrt habe, weil er sie Feige und Verräther gescholten hatte, da sie Willens gewesen wären, zu capituliren. In diesem Gefängnisse eingesperrt, hätte er sie nicht hindern können, sich zu ergeben. Der Sultan, voll Verwunderung über den Muth, die Treue und die Tapferkeit des Commandanten, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Geschenken, ließ ihn frey, und verdamnte alle die zum Tode, die auf eine so schimpfliche Art ihm ungehorsam waren.

* * *

*) Die Anekdoten, deren Verfasser hier nicht genannt worden, sind aus verschiedenen Zeitschriften genommen.

Man erzählt von dem Edelmuth Rudolphs von Habsburg viele merkwürdige Züge *). Nach der Schlacht auf dem Marchfelde ward jener Herr ihm vorgeführt, der ihn aus dem Sattel gehoben hatte. Statt ihn hinrichten zu lassen, setzte er ihn sogleich in Freyheit, und sprach: „Ich selbst war Zeuge seiner Unerbrockenheit, und werde nie zugeben, daß ein so braver Ritter hingerichtet werde.“ — Während des böhmischen Krieges litten Rudolphs Heere viel Durst. Man überreichte ihm ein Gefäß mit Wasser. „Allein trinken,“ sprach er, „will ich nicht, theilen kann ich so wenig nicht unter so viel Menschen. Ich leide nicht für mich, sondern für mein Heer.“ — Zu den Soldaten, welche Arme von ihm entfernten, sprach er: „Laßt sie doch um Gottes willen zu mir! Ich bin ja nicht zum Kaiser ernannt worden, um von den übrigen Menschen entfernt zu seyn!“

* * *

Einige Höflinge warfen dem Kaiser Sigismund vor, daß er, statt seinen besiegten Feinden das Leben zu nehmen, sie mit Wohlthaten überhäufe, und sie so in Stand setze, ihm zu schaden. „Tödtete ich denn nicht meine Feinde,“ erwiederte er, „indem ich sie zu meinen Freunden mache?“

* * *

Der Gouverneur von Berlin, General-Lieutenant von Romin, hatte einen Haß auf das dort stehende Infanterie-Regiment geworfen, welches vor der neuen Organisation der preussischen Truppen zuletzt den Namen: Regiment von Arnim, führte.

Er verabsäumte also keine Gelegenheit, diesen an den Tag zu legen, und es auch bey dem großen König in Mißcredit zu bringen.

Bey einer Revue in Berlin kam der General eiligst zu dem Regimente hingesprengt, als es in einem Manöver reti-

*) Aus Cope's Geschichte des Hauses Oesterreich.

rirte, und fluchte und tobte über den vorgeblich unregelmäßigen Rückzug.

Der König wurde endlich darauf aufmerksam, ritt zu dem General hin, und fragte: „Was gibt's denn?“ — „Sehen Euer Majestät nicht, wie schlecht das Regiment retirirt?“

Friedrich, der die Absicht des Generals gleich durchschaute, versetzte sogleich:

„Laß Er das nur gut seyn! Das ist ein Regiment, das nie retiriren läßt, und das ist um so besser.“